

Der Tod ist ein Gerücht

Bereits als Idee heiß diskutiert, im Kunstraum Innsbruck realisiert: Gregor Schneiders „Sterberaum“ rührt weit weniger am Tabu als an bildhauerischen und musealen Konzepten.

Von Ivona Jelcic

Innsbruck – Wenn einer, der mit seiner Kunst gern an den Urängsten rührt und Beklemmungen provoziert, die Idee eines „Sterberaums“ formuliert, kann das rasch zum medialen Selbstläufer werden. So geschehen bei Gregor Schneider, der vor gut drei Jahren ein Interview in London gab. Daraus destilliert wurden im wesentlichen zwei Sätze, in denen Schneider aussagte, eine Person zeigen zu wollen, „welche eines natürlichen Todes stirbt oder gerade eines natürlichen Todes gestorben ist. Dabei ist mein Ziel, die Schönheit des Todes zu zeigen.“ Der Presseapparat lief heiß, verstieg sich in Diskussionen, der Skandal war perfekt – auch wenn er, wie Schneider zu Gast im Kunstraum Innsbruck betont, „de facto ja gar nicht stattgefunden hat“. Wohl wahr: Den „Sterberaum“ von Gregor Schneider gibt es erst jetzt, drei Jahre später, und ausgerechnet in Innsbruck. Und er wird als ein Raum vorgestellt, in dem jedenfalls der Künstler selbst „sehr gerne sterben würde“. Das hat durchaus auch sentimentale Gründe, denn es handelt sich um den Nachbau eines Zimmers aus dem Haus Lange/Esters in Krefeld, von Mies van der Rohe konzipierte Bauhaus-Ikone, die seit 1955 ein Kunstmuseum ist.

Gregor Schneider hatte dort 1994 seine erste Museumsausstellung, vor ihm waren Kaliber wie Yves Klein und Joseph Beuys da, lange dauerte es nicht, bis auch Schneider es

zu Weltruf brachte. Berühmt ist das Langzeitprojekt „Haus u r“ des 1969 in Rheydt, Mönchengladbach geborenen Konzeptkünstlers, viel gerühmt und mit dem Goldenen Löwen ausgezeichnet wurde das „Tote Haus u r“ auf der Venedig-Biennale 2001, Aufsehen erregte Schneiders „Cube“, dessen Realisierung in Venedig wegen der Anlehnung an die Kabaa in Mekka verboten wurde.

Gregor Schneider ist ein Bildhauer, der mit Räumen arbeitet. Er baut sie in bestehende hinein, verdoppelt und verfrachtet sie an andere Orte, zieht Decken und Wände ein, schafft Hohl- und Zwischenräume sowie labyrinthartige Raumfluchten oder auch neue Eingänge für Museen, wie in der Düsseldorfer Schau „Weisse Folter“, die die Besucher nach einem langen Irrweg durch gebaute Korridore bei der Hintertür wieder hinausbugsierte oder aktuell im Museum C2M in Madrid, wo er mit einem System aus Abflussrohren arbeitet.

„Museen für zeitgenössische Kunst werden leider immer noch vorwiegend für Fotografie und Malerei gebaut“, sagt Schneider, die Entwicklung der Museumsbauten habe mit der Entwicklung der Kunst nicht mitgehalten. So erklärt sich auch eine gewisse Vorliebe des Künstlers für kleine Ausstellungsräume wie jenen in Innsbruck, der die Möglichkeit des Experimentierens bietet und den mit Veit Loers überdies einer seiner „Kuratorenväter“ leitet. Durch einen Korridor gelangt man jetzt in den durch



Gregor Schneider vor seinem „Sterberaum“ im schwarz getünchten Kunstraum.

Foto: Thomas Muraier

schwarz getünchte Wände ausgeblendetes Kunstraum, in den der „Sterberaum“ hineingebaut ist und eigentlich recht heimelig aus dem Dunkel heraus leuchtet. Betretbar ist dieses leere, mit Holzfußboden und großen Fenstern ausgestattete Zimmer, in dem bis hin zu den Gropius-Türgriffen und Metallprofil-Halterungen für Bilder alles exakt dem Original nachempfunden ist, nicht. Und der Tod existiert

darin maximal als Möglichkeit, als ein vom Künstler gestreutes Gerücht. Was einen kalt lassen oder unter die Haut gehen kann – zwischen dem sichtbaren Raum und der ihm zugeteilten Funktion tut sich ein weites und damit auch recht vages Feld der Möglichkeiten auf.

„Der Tod“, sagt Gregor Schneider, sei nach wie vor ein Tabu und „komplett angstbesetzt“. Gerade deshalb halte

er es für wichtig, „das Sterben auch darzustellen“. Wobei jeder selbst bestimmen müsse, „was er zeigen möchte“. Ideen freilich, mit denen Schneider in der Kunstwelt nicht alleine ist. Der nächste „Skandal“ kommt bestimmt. Schneider kommt noch einmal zur Finissage am 28. Jänner nach Innsbruck.

Kunstraum Innsbruck, Maria-Theresien-Straße 34, Innsbruck. Dienstag bis Freitag 11-18 Uhr, Samstag 11-17 Uhr, bis 28. 1.



Schicht für Schicht entblößt Nighttalkerin Parthenope (Manuela Senn) in „Radio Noir“ auch die eigenen seelischen Qualen.

Foto: Philipp Rudig

Gesampelte Seelen-Infernos

Innsbruck – Sie verspricht, auf „die Sonnenseite der Nacht“ zu entführen, aber dem Lockruf dieser modernen Sirene namens Parthenope ist nicht zu trauen: Bei Dunkelheit versammeln sich im Äther die verletzten Seelen und die Radiostimme schürt, provoziert und inhaliert ihre Qualen bis zum „totalen Kunstwerk“ und bis nicht mehr klar ist, ob es um ihr eigenes oder das Verderben aller geht.

Das Stück „Radio Noir“ von Albert Ostermaier aus dem Jahr 1998 ist ein dichter Monolog, der ins Herz der Finsternis und an die Ränder der Gesellschaft führt – und ein geeigneter Stoff für den jungen Verein „Ton/Not“, der sich interdisziplinären Theaterformen verschrieben hat. „Thea-

ter Clubbing“ nennt sich also Thomas Gassners Inszenierung, in der Sprechtheater mit Film, Musik und Performance verknüpft wird. Michaela Senn arbeitet sich als Nighttalkerin bravourös durch das Textdickicht, in das u. a. auch Allen Ginsbergs „Howl“ eingeflochten ist, und interagiert mit den gut gemachten Visuals von Robert Gander und Tobias Pichler, die manchmal allerdings auch jene Intimität stören, die im nächtlich-schwarzen Aufnahmestudio hätte entstehen können. Gelungen ist die Arbeit mit Livemusik bzw. -Geräuschen von Michele Starche und Marco Opoku. Nach Auftritten in der p.m.k ist „Radio Noir“ am 2. Dezember noch einmal in der Wäscherei P in Hall zu erleben. (jel)

Was Gott so alles sieht im heiligen Land Tirol

Von Edith Schlocker

Innsbruck – Es ist schwarz gebunden, die Prägung ist rot genauso wie der Schnitt, die Lesebändchen sind golden, das Papier ist leicht vergilbt, das Layout altmodisch. Was ausschaut wie ein Gebetbuch, ist aber keines: Thomas Parths „Erbauungsbuch“ mit dem vielsagenden Titel „Gott sieht alles im heiligen Land Tirol“.

Wie es Bücher dieser Art so an sich haben, besteht auch das des Tiroler Autors und Fotografen eigentlich aus sieben. Begonnen wird mit dem „Gottesreich“, abgeschlossen mit „Gebote und Gebeter“. Dazwischen hat von der „Passion“ über „Heilige und Heiliginnen“ bis zu den „letzten Dingen“ so ziemlich alles Platz, was man in einem Trostbuch sucht.

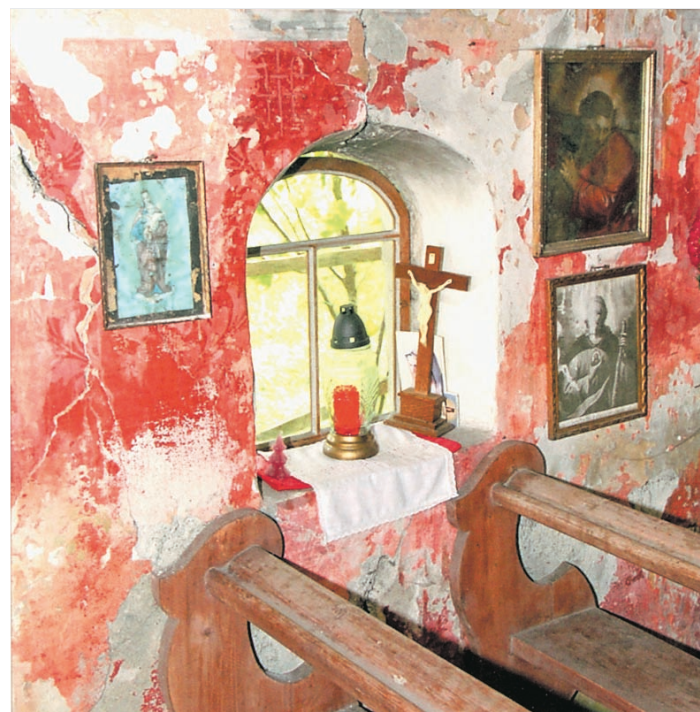
Parth, der sich als religiöser Mensch bezeichnet, ist fasziniert von den verfallenden Spuren des Religiösen als Zeichen davon, was die Menschen früher alles hatten glauben können. Und so sind er und seine Frau Helga in den vergangenen Monaten durch die Tiroler Lande gestreift, um in unzähligen kleinen Kirchen, an Bildstöcken, Wegkreuzen oder Hauswänden die Relik-

te ehemals lebendiger Volksfrömmigkeit aufzuspüren.

Die jeweils nur eine Seite langen Texte hat Parth selbst geschrieben. „Möglichst wertfrei“, um sich gerade durch seine „total katholische Sozialisierung“ so manche kritischen Seitenhiebe über die „katholische Verlogenheit“ nicht verkneifen zu können. Etwa über die Schützen, bei deren ge-

sungenem „Auf zum Schwur Tiroler Land“ es dem lieben Gott immer ganz kalt über den Rücken laufe. Um sich, da immer einer zu früh oder zu spät schießt, wieder zu beruhigen.

Thomas Parth. Gott sieht alles im heiligen Land Tirol. 432 Seiten, ca. 750 Bilder. Verlag editiones.com, 34 Euro. Buchpräsentation morgen Dienstag, 19 Uhr, im Innsbrucker aut. Cantomania und Frajo Köhle singen.



Berührende Zeugnisse morbide zerfallender Frömmigkeit.

Foto: Thomas Parth

Kleist-Preis an kühne Erzählerin

Berlin – Zum Ausklang des Gedenkjahres an den Dichter Heinrich von Kleist ist die Schriftstellerin Sibylle Lewitscharoff mit dem Kleistpreis 2011 geehrt worden. Die 57-Jährige erhielt die mit 20.000 Euro dotierte Auszeichnung am Sonntag, einen Tag vor Kleists 200. Todestag, für ihr risikofreudiges Werk. In seiner Laudatio hob Martin Mosebach die „kühne und verwegene Erzählweise“ der Preisträgerin hervor. „Deutschland wird ein besseres Land, wenn viele Deutsche Lewitscharoff lesen“, sagte er.

Der Kleist-Preis wird alljährlich von der in Berlin ansässigen Heinrich-von-Kleist-Gesellschaft vergeben. Frühere Preisträger waren Ernst Jandl, Herta Müller und Ferdinand von Schirach. (APA, dpa)

Museumsbau im Montafon abgelehnt

Bregenz – Mit einem eindeutigen Ergebnis hat am Sonntag eine verbindliche Volksabstimmung zu einem Museumsneubau im Montafoner Hauptort Schruns geendet: 78 Prozent der Wähler sprachen sich laut Bürgermeister Karl Hueber (V) gegen das Projekt aus, das in der geplanten Form nun nicht verwirklicht werden darf.

Seit Monaten war in Schruns intensiv über das Projekt „MuseumNEU“ für das Montafoner Heimatmuseum diskutiert worden. Vor allem der moderne Siegerentwurf des renommierten Architekturbüros marte.marte sorgte für Widerspruch. Der von Kritikern als „Betonklotz“ empfundene Entwurf wurde als Fremdkörper im historischen Kern der Gemeinde kritisiert. Der Neubau war als Gemeinschaftsprojekt des gesamten Tales geplant. (APA)

Streeruwitz, Meyerhoff ausgezeichnet

Bremen – Der Bremer Literaturpreis 2012 geht an die österreichische Schriftstellerin Marlene Streeruwitz. Sie wird für ihr jüngstes Buch „Die Schmerzmacherin“ geehrt. Der Thriller nehme den Leser mit in die Bedrohung einer überkontrollierten Welt, hieß es in der Begründung der Jury. Der Preis ist mit 20.000 Euro dotiert. Den mit 6000 Euro dotierten Förderpreis zum Bremer Literaturpreis erhält der Schauspieler Joachim Meyerhoff, der seit 2005 Ensemblemitglied des Wiener Burgtheaters ist, für seinen Debütroman „Alle Toten fliegen hoch. Amerika“. Das teilte die Rudolf-Alexander-Schröder-Stiftung am Wochenende mit. Der traditionsreiche Bremer Literaturpreis wird seit 1954 jährlich an deutschsprachige Schriftsteller für ein Einzelwerk vergeben. (dpa)